

Meiner Schreibebrief von Missus Lizzie Sauerampfer.

No. 10.

Well, mer hen unser Rangert gehabt, awider ich denke das Niessott werd sein, das unjer Singen Sasseithe wider bohte duht. Das kommt awider nor all dervon, wann mer mit so ungebildete Leit zu duhn hot, wie viele von die Lahdsch-Schweshtere sin. Ach hen Ihre geschwore, das ich an e ganze Leit Kammitthees epunctet sin worde. Off Nothz hen se mich auch for das Tidel Pebbels genomme. Well, ich hen nids drum genome. Ich hen bei die Aechtschen auch e Tschens gehabt, die Schweshtere emol zu zeige, was ich in die Lein hen duhn konnte. Wisse Se, ich bezahle all die Bignesseit tsch, das meint den Grober, den Butscher, den Milkmann, den Salubritieper un so fort. Do krieg ich in die erschte Lein en arig kloffe Preis un dann hen ich auch das Recht gehabt, die Leit e paar Tidelts uffzuhange. Die Tidelts ware hardlie geprint, do sin ich schon mit losgeschowe. Zuericht sin ich bei den Grober. Der war arig freindlich zu mich, bitahs er hot nit gewillt, was ich gewollt hen. Well, er hot's schnell genug ausgefunne un do hot er e Grah dahn gemacht, als wann ich sein bester Kostiemer gestowe war. Ja, wisse Se, Missus Sauerampfer, hot er gesagt, ich kann werlich nit erfordern, ebbes in die Lein for Ihre zu duhn. Ich mache Ihre immer Radhathem Preises un mache kein verdoulte Cent an Ihre, in fact, wann ich noch e halbes Duzend Kostiemers wie Ihre hatt, dann konnt ich einme Zeit bankrott mache. Awwer ich will Ihre sage, was ich duhn, ich will Ihre e Tidel abnemme, das is awider das beste, was ich duhn kann. Do hen ich awider emol ausgepackt. Ich dat so? hen ich gesagt, Sie mache nids an mich? Von was hen Se dann ercht e paar Monntz jerd Ihre Ihre Schenke gereicht? Von was kann sich dann Ihre Ihre Frau alle Jahr e neies Dref un e neies Bannet kauf? Ich helfe dazu un das is all, was ich duhn; ich sin zu lang in den Bignes gewese, als das ich nit wuht, was mer mache kann. Ich sage Ihre, wann Se mich jetzt nit wenigstens en Dahler werth Tidelts abnemme, dann krieg ich mich mein Stoff aus en annern Stohr, der abr odbers. Wie ich den Weg gesproche hen, do hot er gesagt, abtredt, hot er gesagt, Sie verstein awider auch gar kein Spah, gewose Se mich zwei Dahler werth Tidelts, ich will Ihre doch nit als Kostiemer verliere. Off Nothz hen ich in die Tidelts genome un er hot mich noch e bish'sche Kande for die Kids eingewidelt. Das es der Wea, wie mer mit die Leit tschte muh. Dann sin ich zu den Butscher gange. Zu den hen ich gesagt: Nau, luechie Mitter Viehschn, Sie hen mich do en Robbt geschickt, der is so hart wie en Knode gewese; wann Se mich wenigstens e Hahschet mitgeschickt hatte, das mer den Stoff hilt tschappe gekent, bitahs mit unferer Jahn sin mer mit ehdel gewese, itgend eine Impreschen zu mache, un wie mer das ganze Stid Miet dem Raro genome hen, do hot er erscht emol mit sei Schmut dran erum geschmubert un hot ihn dann en Schlenker gewese, das is immer die Frenz gefloge is un den Rehber sei Bekhie, mo hinnie di Frenz gehockt hot, e Loch in de Ropp geschmisse hot. Wisse Se auch, das ich Ihre for Dememtsch lube konnt? Do hot er doch teinder schlecht gefiecht. Er hot gesagt, er beht arig sarrre for siehle, awider er beht auch nit in den Dohs stede. Er woll mich den Robbt for natings genome, bitahs er wollt mein Tredh nit verliere. Se konne sich denke, das ich in leh dem no teim den Butscher e Duzend Tidelts verkauft gehabt hen un er is froh gewese, das er so iesig ewegomme is. Bei de Wea, der Robbt is arig sein gewese un wann auch der Raro nids dervon gestresse hot, so is das nor der Riefen gewese, weil er leins von kriegt hot. Awwer mer muh nor wisse, wie mer die Leit tschle muh. Well, den Wea hen ich allwider gemacht un wie ich en halwe Dag lang geschafft gehabt hen, do hen ich immer hunderd Tidelts verbedelt gehabt. Ich denke, do hen ich mit sattsheit sein konne. Ich war'n schuhr, das die anere Schweshtere die Frits krieg, wenn sie hore, was ich for e Niessott gehabt hen. Ich will awider jetzt nit weiter mit Dietrichs die Zeit un das Bekper wesse un will Ihre nor noch en forze Kiepost von den Kanzer genome. Mer hen die Dahl arig schen uffgeschickt gehabt, hen e Wand gehieert, die war autefein un spiele hen die gekent, do hot mer zu gleicher Zeit greine un lode gekent. Mer hen die Raffe gekent, sell war ebbs feines un Sannwitsches hen mer gefickt gehobt, plentie genua for die englische Ahemite in Saut Afrika. Die Singersch hatte sich all in e grecht Seid gebreht gehabt. Die Schweinmackerchen hot sich uffgeschickt gehabt tu biet die Bando. Se hot e Pint Dref gewohre, was awider omme viel for zu forz war. Ich denke, es is e Schelm for e Bekhie, wann se in front von Menschflos e e Seit mache duht. In ihr Dref hot se auch gar keine Schlies gehabt, awider sell is doch, dent ich, e wonia schenierlich for se gewese un do hot se weisse Stedins an die Aerm gezoze. Well, all die Mannflos hen nach se geavert. Die anere sin arig schon anazoge gewese un ich, well, ich denke, ich hen

ouch arig vietsche geguckt. Wisse Se, ich hen selles allief Dref angehabt, mit die Imbreuderie und Welwet Bredhs, mo Sie mich immer so gut drin gegliche hen. Alles war in e feine Schep, awider, es sin keine Leut tomme. Ich sin leinere restleh geworde. Es war schon halb nach acht Uhr un biefieds die Singersch un die Musikschens is kein seelig Mensch dagemese. Mir ware all aria ekeitet un konnte nit ausmache, was die Mitter war. Uff emol quid ich uf mei Tidel un was wer'n Se denke? do war das Kanzer erscht drei Daq spater getwertelt! Sell hot's off Rohs getsetelt. Mir hen un Lieber gewese, hen sovielle Senwitsches gesse, wo mer inselit hen triege konne un dann sin mer heim. Sell war unwer erschtes Kanzer. Mit beste Riegarhs Jubra truhlie

Die Diamanten.

Kriminal-Revellette nach dem Französischen von Wilhelm Thal.

1. Man erinnert sich wohl noch in Paris des Vorfalles, der vor 4-5 Jahren bei der Hochzeit Antonin Verour, des Comtes des Bankiers Verour, mit Fribulein de la Combe-aug-Fontaines Aufsehen erregte. Gewiss-Gerüchte waren damals über die Solidität und Solvenz des Bankiers im Umlauf, der vorher mit einem Italiener, dem Grafen Calcatroni, afficirt gewesen, der damals noch nachmalig zu den Verour kam, seine Besuche aber seitdem eingestellt hat. Zwei- oder dreimal — jo behaupten freundschaftliche Gemüther — wurde die Heirat zurückgezogen; schließlich hatte sie aber doch trotz der bösen Draht strattafunden. Die Brautausstattung war prächtig, und die Weiber fragten sich, wo sie dieser Freiweiber von Verour wohl hergenommen hätte. Das Wort „genommen“ wurde dabei stark betont. Die Thätigkeit eines Bibliothekars erfordert Vorzüge, die sich zu widersprechen scheinen. Er muß im höchsten Grade gefällig, aber auch im höchsten Grade mißtrauisch sein. In jedem Leser, der sich an ihn wendet, muß er einen Bruder der Wissenschaft, fast einen Freund sehen, aber einen Freund, dem man unaufhörlich auf die Finger bliden und dem man die Taschen gerichtlich sondiren muß. Destroches pfleete oft zu sazen: „Ich kenne Frauen, die treu sind, un Raffix, die nie stehlen; aber es giebt kein menschliches Wesen, das in einer bestimmten Stunde seines Lebens nicht im Stande wäre, ein werthvolles Buch unter seinen Rock zu knöpfen.“ Keinen wir nun wieder zu der Hochzeit zurück. Als man die Kirche verließ, fand man sich bei Madame Verour wieder ein, die den Giften einen Urach bot. In einem der Salons waren die Hochzeitsgesellschaften ausgestellt, eine schauerhafte Sitte, die jede der einzelabenen Personen zu einer meistens durchaus unfreiwilligen Kreisbewegung nöthigt. Unter den ausgesetzten Schmuckstücken lenkte besonders eine von Antonin's Vater abgehende Diamantkette die Blicke aller Anwesenden auf sich und geriet auf's allernächste die häßlichen Gerichte, die über die Geschäftslage des Hauses verbreitet wurden. Sie war wohl mindestens 40,000 Francs werth. Wätschlich ließ sich gerade in dem Augenblick, in dem die elegante Menage das Buffet im Sturm nahm, ein Geschrei vernehmen: „Die Diamantkette ist gestohlen!“ 2. Bei dieser Gelegenheit benahm sich Verour als vollendeter „Grand Seigneur“, nachdem er zuerst sehr roth geworden, sagte er sich sofort und sagte, als der Trumol immer stärker wurde: „Aber ich bitte Sie, lassen wir uns von einer so unbedeutenden Kleinigkeit diesen schönen Tag nicht trüben! Eine Geldwunde ist nicht tödtlich! Meine theuren Kinder! Moge dieser leichte Schabtan kein einzal sein, der Euer Glück jemals verdunkelt!“ „Der Kerl hat Giftesagenwort!“ sagten einige Philistosen mit leiser Stimme. Alles in Allem war die Geschichte peinlich, und viele Leute atmeten freier, als sie sich wieder in der frischen Luft befanden; in zehn Minuten waren Verour's Salons leer. Gerade in diesem Augenblick sagte man ihm, es erwarte ihn Jemand in seinem Kabinett. Er eilte hin und fand den alten Gelehrten Destroches in großer Aufregung. „Mein Herr“, begann der Bibliothekar, „ich habe aus Berufspflicht die Gewohnheit, auf Alles acht zu geben, was mich her vorgeht. Ich habe gesehen, wie der Diebstahl begangen wurde. Der Mann, der sich desselben schuldig gemacht hat, ist ein mageres, sehr brünettes Individuum über 50 Jahre. Sie kennen ihn, denn Sie haben ihm in der Sakristei mehrmals die Hand geschüttelt. Ich bin ihm bis auf die Strahe gefolgt, und als ich ihm zwei Worte sagen wollte, hat uns der Menschenstrom getrennt und der Spitzbube ist in einem Flaker entflohen. Doch ich habe mir die Nummer notizen können, hier ist sie. Das Uebrige ist Ihre Sache. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich bereit bin, mein Zeugniß abzulegen. Wollen wir gehen?“ Bei diesen Worten erhob sich Verour

und stellte sich mit einem Satz vor die Thür; wer die Bewegung sah, mußte glauben, Destroches wolle der Dieb. „Ueberlegen wir erst ein bißchen“, sagte Antonin's Vater; „ich kenne allerdings den... die Person, die Sie im Verdacht haben.“ „Im Verdacht haben!“ rief der Bibliothekar. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nur im Verdacht habe! Dank dem Refler eines Spiegels habe ich deutlich gesehen, wie er die Diamanten in seine Tasche steckte. Dieser Gefährte wird heut' Nacht im Gefängniß schlafen, wenn er überhaupt schlafen wird. Verlieren wir aber nicht so viel kostbare Zeit...“ „Wenn es Ihnen beliebt“, versetzte Verour, ohne seinen Posten zu verlassen, „wird dieser unglückliche Mensch in seinem Bette schlafen. Mag er sich andersmo hängen lassen! Ich kenne ihn, allerdings sehr flüchtig, aber wir haben früher einige Geschäfte zusammen gemacht. Ich will keinen Prozeß. Also, nicht wahr, werther Herr, Sie haben nichts gegen? Es versteht sich von selbst, daß ich diesem Spitzbuben in Zukunft nicht mehr die Hand schütteln werde. Ich bin Ihnen für Ihre Ergebenheit äußerst verbunden; auf Wiedersehen.“ 3. Destroches erreichte in einem Zustande völliger Verblüfftheit die Strahe. Für diesen goldbedeckten und offenen Menschen nahm dieses übertriebene Mittel den Schein einer Mißthat an. Daher wandte er sich nach längerer Ueberlegung der Polizeipräfektur zu, stotterte seinen Bericht ab und gab das Signal zum Scheitern der Schuldigen, die Nummer des Flakers, sowie die dem Richter zuzugewandene Adresse zu Protokoll. Dann kehrte er mit leichtem Herzen nach Hause zurück. Am nächsten Tage empfing Verour den Besuch eines Kriminalcommissärs. Der Bankier trübte die Häufle zusammen und bewunderte den indiskreten Destroches zur Hölle; dann sagte er sich nieder und erklärte, er wolle keinen Straftrag stellen. Fünf Minuten unterhielt er sich aneignunglich mit dem berühmten Comdant, einem höheren Beamten der Polizeipräfektur und jetzigen Chef des „besten Auktionsbureaus“ von Paris. „Mein Herr“, sagte er, „hier haben Sie in zwei Worten den Zweck meines Besuches. Gestern verheiratete ich meinen Sohn. Unter den Gästen befand sich ein gewisser Graf Calcatroni, der einst mein Compagnon gewesen und seitdem einer der vielen Spitzbuben im schwarzen Frack geworden ist, von denen Paris wimmelt. Calcatroni hat mir im Tumult der Hochzeit eine Diamantkette gestohlen, die ich meiner Schwiegertochter zum Brautgeschenk gemacht hatte.“ „Und Sie meinen, daß wir ihn fassen?“ sagte Comdant, indem er sich Notizen machte. „Ich bitte Sie allerdings, ihn zu fassen. Aber verstehen wir uns recht: es handelt sich nicht darum, ihn zu verhaften, sondern um seine Verhaftung zu verhindern. Deshalb muß ich Ihnen sagen, daß die Polizei in gewissen Fällen zurückstecken muß. Doch bleiben wir bei unserem Prozeß. Sie müssen, es solle ihm keine Unannehmlichkeit aufstehen; das verstehe ich wohl. Jedenfalls aber liegt es doch in Ihren Händen, den Schmutz wieder zu bekommen.“ Der Finanzmann überlegte eine halbe Minute und sagte endlich: „Mein Gott, das wäre allerdings das Beste; doch die Geldfrage kommt für mich erst in zweiter Linie. Keine Verhaftung, kein Aufsehen, keine Gerichtsverhandlung, das möchte ich vor Allem. Es versteht sich von selbst, daß Ihnen jeder Credit offen steht. Vor Allem aber verlieren Sie keine Zeit, denn man arbeitet bereits auf der anderen Seite.“ An demselben Abend näherte sich Calcatroni, als er, aus der Dürftigkeit zu sich nach Hause zurückkehrte und unter einer Laterne stehen blieb, um sich eine Cigarette anzuzünden, ein Unbekannter, der mit höflichem Gruß um etwas Feuer bat. Während er seinen Hut zum Dank lüftete, fragte der Fremde: „Herr von Calcatroni, haben Sie die Abicht, heute Abend nach Hause zu gehen?“ Verour früherer Compagnon fuhr zusammen, als er von diesem Manne seinen Namen hörte; doch er gewann seine Fassung sogleich wieder und versetzte lächelnd: „Wahrhaftig, mein Herr, seit einigen 30 Jahren ist es das erste Mal, daß man so aneignunglich um mich befragt ist. Doch Sie treffen es gut. Bevor eine halbe Stunde vergangen ist, werde ich in meinem Bette liegen.“ „Dann irren Sie sich“, entgegnete Comdant. „Vor Ablauf von 10 Minuten werden Sie in einem Flaker zwischen zwei Kriminalcommissären sitzen, die Sie vor Ihrem Hause erwarten. Wenn Sie mir daher glauben wollen, so machen Sie jetzt und schlafen bei

mir. Apropos, wo sind die Diamanten?“ Calcatroni blieb einige Sekunden sehr perplex. Er hatte sie in der Tasche und schließlich sagte er stolz: „Der Schatz überliegt die Grenzen!... Wer sind Sie denn überhaupt?“ „Eine Fee, ein guter Engel, wie im „Schwarzen Domino“, versetzte Comdant. „Ich bin der Vertraute Ihres Freundes Verour, der nicht wünscht, daß auch in ein einziges Ihrer Haare unter der Scheere des Gefährlichen biers von Mazas fallen soll. Sie wollen nicht glauben? Kommen Sie mit mir! Ich werde Ihnen die beiden Beamten aus der Ferne zeigen, die Sie fassen sollen...“ „Gehen wir sofort zu Ihnen“, sagte der Italiener, „da können wir bequemer plaudern.“ Doch sie hatten noch nicht das Haus von St. Germain erreicht, als Calcatroni seine Sinnestäuschung bereits eingestanden hatte. „Ene Ehrenschuld“, erklärte er. „Ich hatte 15,000 Francs im Spiel verloren, die ich heute bezahlen mußte. Als Pfand für diese Summe habe ich die Diamanten genommen. Verour braucht keine Furcht zu haben, ich werde sie ihm wiedergeben. Der gute Verour! Es ist nett von ihm, daß er seinen ehemaligen Compagnon geschont hat. Sie werden ihm meine Dankbarkeit ausdrücken.“ Calcatroni schlief sehr schlecht bei seinem Retter; aber wenigstens kehrten die Polizeibeamten mit leeren Händen heim. Es entspann sich unterdessen zwischen Comdant und seinen ehemaligen Kollegen von der Polizei ein heroischer Kampf; diese bestanden sich ihrem Manne an die Ferse, dieser manövrierte, ihn ihnen aus den Augen zu rücken, bis man Calcatroni nach England entführen lassen konnte. Inzwischen erzählte der frühere Kriminalist Verour das Resultat seiner Bemühungen und die Dankbarkeit Calcatroni's. „Ich schenke ihm seine Dankbarkeit“, sagte der Bankier, „wenn er mir nur meine Diamanten zurückgibt.“ „Das ist bis auf weiteres unmöglich; sie sind für 15,000 Francs verpfändet.“ „Für 15,000 Francs!“ wiederholte Verour und erhob die Arme gen Himmel; Donnermetter! der Mann hat sich die Diamanten also nicht angesehen?“ „Sie sind wohl viel mehr werth?“ fragte Comdant neugierig. „15,000 Francs!“ fuhr Verour fort, ohne scheinbar zu hören. „Was thun, wenn dieser Mensch sie nun verkaufen will? Herr Comdant, ich bitte Sie, bringen Sie mir morgen den Namen des Mannes mit den 15,000 Francs!“ Am nächsten Morgen erschien aber nicht Comdant in dem Bureau des Finanzmannes, sondern Calcatroni ließ sich seine Karte überreichen und wartete auch nicht eine Minute im Verzimmer. Als die beiden Männer allein und die Thüren gut geschlossen waren, trat der Italiener seinen Schritte auf seinen früheren Associe zu, der ganz niedergeschmettert war. Man hätte glauben können, Verour würde von der Polizei gefucht. „Mein Herr“, begann der Besucher, „was man sagt, ist also wahr? Sie sind in der Auflösung begriffen?“ „Diese Sprache in Ihrem Munde“, stieß Antonin's Vater, „ist wahrhaftig!“ „Nicht so stolz!“ unterbrach der Andere; „eine Woche lang war ich dumm genug zu glauben, die Erinnerung an unsere früheren Beziehungen könne Ihnen das Interesse mit gegenüber ein. Ich war damals geblödt! Heute begreife ich, warum Sie so große Furcht hatten, daß die Polizei die Nase in Ihre Schwandeleien stecken könnte.“ „Meine Schwandeleien?“ protestirte Verour mit dem letzten Rest von Energie, der ihm noch geblieben war. „Heute Morgen“, fuhr der Italiener selbstthätig fort, habe ich gesehen, woran ich bis dahin nicht gedacht habe, da ich Sie für einen anständigen Mann hielt; ich habe die Diamanten unterfucht.“ „Sie haben sie also nicht verpfändet?“ rief der Bankier hocherfreut. „Verpfändet, mein Herr? Ich kann nicht ein Edelmann Glasstücke in Pfand?“ Verour fiel, an allen Gliedern zitternd, auf seinen Stuhl zurück. „Haha, jetzt sind Sie nicht mehr so stolz! Um das Publikum über den Stand Ihrer Geschäftslage zu täuschen, erdachten Sie also nicht, Ihrer Schwiegertochter werthloses Glas um den Hals zu hängen! Um den Grund zu verdecken, in den das Vermögen Ihrer Kinder stürzen wird, täuschen Sie zuerst den guten Glauben eines armen jungen Mädchens, das sich schon darauf gefreut hat, sich mit diesem hünerischen Glanze schmücken zu können!“ „Ich hätte es ihr vorher gesagt“, stöhnte der Bankier. Sie hatte eingesehen, daß ich in diesem Augenblick... ich erwartete fällige Gelder.“ „Lassen Sie alle Redensarten, mein Herr, das ist unnütz. Ich werde mich selbst der Justiz stellen, die mich eines vermeintlichen Verbrechen beschuldigt. Man verurtheilt einen Menschen nicht wegen einiger Kleinigkeiten. Sie aber werden dem öffentlichen Gelächter anheimfallen! Sie werden der Entehrung sein! Morgen wird das Publikum Ihre Bureau belagern und die hundert Summen zurückfordern. Davor hatten Sie Furcht. Daher Ihre ängstliche Bemühung, meine Verhaftung zu verhindern. Das ist jetzt

überflüssig; sofort gehe ich zur Präfectur.“ „Gnade! halten Sie ein!“ rief Verour, „wie viel wollen Sie haben, um Ihren Entschluß zu ändern?“ „Ich brauche 15,000 Francs! Wenn Ihre Diamanten vor Gericht kommen, werden sie Ihnen theurer zu stehen kommen.“ Wie die 15,000 Francs aufgetrieben wurden, das weiß ich nicht. Soviel aber weiß ich, daß Verour sie nicht in seiner Kasse fand. Schließlich nach ziemlich langem Warten — sagte sie Calcatroni ein und betrat die Strahe mit dem festen und entschlossenen Schritte eines Mannes, der eine gute, gerechte Handlung vollführt hat. In seiner Brieftasche hatte er zur Aufgabe an die Post einen an das Gericht adressirten Brief von Verour, welcher erklärte, die Diamantkette, die man geflohen glaubt, sei ebener hinter einem Möbel gefunden worden und ruhe wieder in ihrem Etui aus blauem Sammet! Seitdem haben sich die Geschäfte des Bankiers wieder gehoben. Seine Schwiegertochter trägt heute echte Diamanten. Doch Calcatroni erklärt, wenn man mit ihm von seinem früheren Compagnon und der ganzen Familie spricht: „Ich besuche die Leute nicht mehr!“ Das gute Mädchen. Von Francois Coppee. Deutsch von G. M. S. Welch' garstiger Novemberabend! Das Gaskicht spiegelte sich in den Wasserpfützen. Mit schwanenden Schritten bewegte sich ein Unaltdlicher der Strahe entlang, hier und dort mit der Schulter gegen die bereits geschlossenen Läden stoßend. Der junge Mann, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, wurde häufig von den übrigen Passanten lächelnd oder gar ärgerlich angesehen, denn man hielt ihn für einen Betrunknen. In Wahrheit war es jedoch nur Hunger und Uebermüdung, was ihn so taumeln machte. Seit seiner Kindheit wußte Leo Bernis, daß er ein Dichter sei. In der Schule seiner Heimatstadt, wo man ihm einige Wissenschaften hatte lehren wollen, denn er war aus guter Familie, war er der faulste Schüler gewesen, der allerdings manchmal seine Lehrer durch einen schönen stilvollen Aufsatz in Erstaunen gesetzt hatte. Als er vierzehn Jahre alt war, wurde ihm die Würde des Baccalareus verliehen, denn er konnte nicht die genauesten Daten des peloponnesischen Krieges angeben, welche im täglichen Leben ja so nöthig zu wissen sind. Der alte Priester jedoch, der ein großer Menschenfreund und selbst nicht wie ein Kind war, entließ ihn mit seinem Segen und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft, denn der Knabe hatte ihm ein Heft mit seinen ersten Gedichten anvertraut, poetische Ergüsse über den April, die so lieblich und jart waren, wie die Blüthe eines Mandelbaums. Sobald Leo der Schulfesteln sich entledigt fühlte, eilte er nach Paris und lebte hier, wie so viele andere, von Idealen, Hoffnungen und schlechtem Essen. Die Gelehrten sollen darüber entsetzlichen und eiskalten Worts der Elegie fördlich und ob Schweinefäule und Sonette angedringt werden kann. Aber so viel steht jedenfalls fest, daß junge Dichter gewöhnlich mit feiner anderen Kost sich ernähren. Leo Bernis trug sein Manuscript gemäß zuerst zu einem Verleger von Ruf. Nach zwei Monaten erhielt er eine kurzen Bericht vom Literatorkritiker des Hauses, worin einiges Lob über den jungen Poeten enthalten war, und zum Schluß hieß es, daß man bereit sei, die Sachen zu veröffentlichen, notabene wenn der Dichter die Kosten tragen wolle. Welche Vergünstigung war ihm da widerfahren, daß man sein Werk sogar gelesen und ihm das Verleihen zuerkannt hatte! Aber hiermit war er noch nicht weiter gekommen; denn ein paar schlecht bezahlte Stunden und einige geistlosende Schreibereien bildeten seine einzigen Ertragsmittel. Der arme Leo war indessen in seinem Glend recht bemitleidenswerth. Die Aufträge für Abschriften sonderlich als auch die Privatstunden hörten nach und nach auf. Ein Pensionat, wo er für Kost und Logis die Stelle eines Hülflehrers bekleidete hatte, machte zu alledem noch Bankrott, und so war der arme schon seit drei Tagen auf der Strahe, ohne Heim, ohne Dach über seinem Haupte. An diesem nebeligen, kalten Novemberabend, wo er die Strahe entlang taumelte, hatte er seit vierzehn Stunden nichts gegessen, und die letzte Mahlzeit war sein Frühstüd gewesen, ein Stückchen Brod und die unermessliche Wurst. Jetzt hatte er keinen Heller mehr in der Tasche. Allerdings hätte er wohl einen Gefährten um ein Nachtlager ansetzen können, es war derselbe, der ihm die drei Sous für sein Frühstüd geliehen hatte und der den ganzen Tag über selbst nach Arbeit gelaufen war. Aber der Freund wollte sehr weit, noch hinter dem Montmartre. Leo hatte einige Stunden in einer öffentlichen Lesehalle, um sich zu erwärmen, zugebracht und war jetzt kaum im Stande, die anderthalb Stunden bis zur Wohnung des Freundes zurückzulegen. Sein Magen knurrte, und das Blut pochte ihm ungestüm gegen die Schläfen. Der arme Junge war der Verzweiflung nahe. An einer Straßenecke hörte er plötzlich eine rauhe, weibliche Stimme, die ihn, ohne Härte jedoch, anredete:

„Nun, kleiner Blonder, willst du mich denn gar nicht ansehen?“ Mechanisch drehte er sich um und blickte die Sprecherin an. Es war eine starke Brünette, nicht mehr jung, gut über die Dreißig, ohne Kopfbedeckung, mit einem bunten Kleide und einem schwarzen Mantel bekleidet. Fast hätte man sie für eine Arbeiterin halten können, aber die untermalten Augen, die roten Flecke auf den Wangen verriethen ihr Geberde. Der junge Dichter hatte bis jetzt nur die Fren und Prinzessinnen seiner Träume geliebt und schrak vor dieser Person zurück. Er wollte davon eilen, aber seine Kräfte versagten. Nach einigen Schritten mußte er sich an eine Mauer lehnen. „Nun, was hast Du denn, Kleiner? Einen Tropfen zu viel?“ „Das Mädchen war ihm gefolgt und blickte ihm jetzt unverhohlet lächelnd ins Gesicht. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, fatter Schwere perlte auf seiner Stirn. „Lassen Sie mich“, murmelte er. „Aber der Ausdruck auf dem Gesichte des Mädchens hatte sich plötzlich verändert. Jetzt blickten ihre Augen voll Mitleid auf den Unglücklichen. „Bist Du krank?“ „Da fank dem armen Jungen der Muth ganz und gar und die Augen schließend keufzte er: „Seit heute Morgen acht Uhr habe ich nichts gegessen!... Mich hungert!“ „Kannst du das denn vernehmen, so ergriff sie ihn fast baltig beim Arm und schob ihn in eine weite Gasse, öffnete eine Thüre im Erdgeschoß und zog ihn hinein. Leo sank auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte vor Glend oder weil er sich schämte, hier zu sein. Auch das Mädchen schluchzte vor Mühnung und zwei große Thränen rannen über die geschwämmten Wangen. Sie hatte einen Wandstodt geöffnet und langte ein Tischtuch heraus, das sie jetzt schnell auf den Tisch breitete, legte dann eine Flasche Wein, ein Brod und ein großes Stück kaltes Fleisch darauf. Und als er unter Thränen „Danke, danke!“ stammelte, sagte sie ihm, ohne ihn dieses Mal zu dugen, denn instinktiv hatte sie Mühnung vor dem Glend: „Bemühen Sie sich nicht, mich zu unterhalten... Essen Sie vor allen Dingen.“ Und als er nun anfing mit zitternden Händen gierig zu essen, hatte sie das Gargefühl, sich von ihm abzumenden und sich mit dem Feuer zu beschäftigen, denn sie fürchtete, ihn zu genieren. Vor sich hin aber murmelte sie: „Armer Schelm!... Armer Schelm!“ Endlich kam sie wieder auf ihn zu, denn sie dachte, daß er sich aus Bescheidenheit nicht genug nehmen würde; sie legte noch ein großes Stück Fleisch auf den Teller und schenkte ihm ein frisches Glas ein; gerade wie eine Mutter für ihren Sohn sorgen würde. Dann rief sie plötzlich: „Aber wie bumm ich doch bin! Wenn das Essen gut bekommen soll, muß man etwas Warmes haben. Was meinen Sie zu einer Tasse Kaffee, he?“ Und zum Djen zurückkehrend, setzte sie sich nieder und machte Bohnenkaffee, wie sie es näher an. Sie war ein Weib der niedrigsten Klasse, verblüht, verlehrt, mit schmerzlicher Figur und groben Arbeitshänden. War sie auch einfaßig, gesund und anziehend gewesen? Wohl kaum. Jetzt war sie fast eine alte Frau zu nennen, denn ihre Haut war gelb; sie hatte ein doppelt so feines und ihre Schläfen erglänzten schon grau. Aber Leo Bernis war ein Dichter und sollte später sogar ein berühmter Dichter werden, er betrachtete sie jetzt mit feuchten Augen, worin sich Zärtlichkeit und Dankbarkeit wiederbesiegelt. Und als sie den Kaffee fertig hatte und sich auch eine Tasse, um ihm Gesellschaft zu leisten, einog, da fragte er sie nach ihrem Namen. Sie antwortete nicht gleich. In der anderen Seite des Tisches sitzend, gerade als ob sie schüchtern sei, kreuzte sie die Arme und schien nachzudenken. Endlich entgegnete sie: „Wozu? Zwischen mir, einer Verworfenen, und Ihnen, einem netten jungen Mann, giebt es keine Gemeinsamkeit. Was ich gethan habe, war nicht der Rede werth, und jetzt biete ich Ihnen auch nicht mehr an. Heute, das sehe ich, sind Sie unglücklich. Aber Sie sind noch jung, und haben Sie deshalb nur guten Muth... Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?“ Ueber Leo's Gesicht floß ein bitteres Lächeln. „Ich habe Verse gemacht“, erwiderte er. „Aber ohne Ertrinken zu zeigen, fuhr sie fort: „Ach, ich verstehe, Sie dichten Lieber... Doch Geduld, der Erfolg wird nicht ausbleiben... Und da Sie nun meinen Namen wissen möchten — man nennt mich Margot... Sollten Sie aber zufällig mal meiner gedenken, so nennen Sie mich Margarethe, das klingt besser.“ Sie schweig und schlug die Augen nieder. Er wußte, daß es jetzt für ihn Zeit sei, zu gehen. „Aber als er schon auf der Schwelle stand und Abschied sagen wollte, hatte Leo Bernis eine goldene Idee, denn er war durch die Güte und das Mitleid, das ihm Herzen dieser Unglücklichen mochte, so sehr bewegt, daß er als wahrer Poet nicht anders handeln konnte. Er nahm die Hand dieser Frau, diese große runzlige Hand, mit schwarzen Nageln, die Hand der Niedrigen, der Verworfenen, und sich ruckstoll bemehnte, drückte er einen Kuß darauf, als sei es die Hand einer Königin.“